

Kolonisten aus ihren steirischen oder österreichischen Herrschaften hier ansiedelten. Als solche Kolonisatoren erkennen wir bisher die von einem steirischen oder österreichischen Geschlecht abstammenden Grafen von Güssing, die Grafen von Formbach-Pitten, die Stubenberg-Neuberg-Landesehre und die beiden urkundlich für das Gebiet von Lutzmannsburg genannten Adeligen Gottfried und Albrecht.

Erst die Detailforschung wird durch Rekonstruktion der Uranlagen der Siedlungen durch Fluranalyse, durch retrogressive Besitzforschung sowie durch die Orts- und Flurnamenforschung und die Hausforschung erweisen können, ob und inwiefern sich die Siedlungsschichten der vorkolonisatorischen Zeit und der Kolonisationszeit des 12. und 13. Jahrhunderts von einander abheben. Vielleicht sind durch diese und andere Untersuchungen auch noch neue Argumente für die Herkunft der Südburgenländer zu gewinnen.

BUCHBESPRECHUNGEN UND -ANZEIGEN

Desider Alexy Ein Leben für Kirche und Volk. Stuttgart 1960. Erleben es Gelehrte, daß aus einstigen Schülern Freunde fürs Leben werden, so gehört dies zu den schönsten Erfolgen ihres Lebens und Wirkens. Den einstigen Professor für Praktische Theologie in Preßburg, Dr. Roland Steinacker, hat ein ganzer Ring von solchen Männern umgeben. Ihre Liebe und Verehrung gehört untrennbar zum Leben und Wesen dieses Mannes, der mehr als nur ein durch akademische Vorlesungen seinen Hörern verbundener Gelehrter gewesen ist. Sein durch Autounfall herbeigeführter jäher Tod im Sommer 1962 hat diese und viele andere sehr getroffen, die das Glück besaßen, mit Roland Steinacker in Freundschaft verbunden gewesen zu sein.

Der in Pest am 29. IX. 1872 Geborene ist ein Sohn Edmund Steinackers, den man als „Erwecker und Führer der Südostdeutschen“ kennt. Aus einem Pfarrhause stammend, besaß Edmund Steinacker ausgesprochenenmaßen kirchliche Interessen. Er hat diese bewußt betätigt und in seine Wirksamkeit hineinbezogen. Als Abgeordneten des ungarischen Reichstages boten sich ihm mancherlei Möglichkeiten, das Gewicht seiner Stimme in die Waagschale zu werfen. Dies geschah in Pest, wo er Mitglied der dortigen deutschen evangelischen Gemeinde gewesen ist, und später als Presbyter in Klosterneuburg, ferner durch Unterstützung der Bestrebungen des Gustav-Adolf-Vereines. Wie der Vater so ist nicht minder der Sohn eine Persönlichkeit eigener Prägung gewesen. Dies kommt in der von Pfarrer Alexy zum 90. Geburtstag Roland Steinackers herausgegebenen Festschrift klar zum Ausdruck. Neben mancherlei Grußworten von Männern des kirchlichen, wissenschaftlichen und politischen Lebens aus Ost- und Westdeutschland sowie von Vertretern verschiedener Organisationen der Heimatvertriebenen finden sich auch mehrere Aufsätze. Ihr gemeinsames Thema in mannigfacher Abwandlung ist die Frage der Beziehungen von Kirche und Volk, die Roland Steinacker sein langes Leben hindurch aufs stärkste bewegt hat. Einige dieser Beiträge sind recht kurz geraten. Ausführlicher ist der von D. Walter Stöckl: „Georg Tranoscius, der größte lutherische Liederdichter der Slowakei“. Mit Recht hebt der Verfasser dieses sehr instruktiven Aufsatzes hervor, daß seine Darstellung in den Zusammenhang der noch nicht geschriebenen Geschichte des slawischen Protestantismus gehört. In der Tat, im Rahmen einer Geschichte der Slawen bedarf dieses Kapitel durchaus noch einer sehr notwendigen, wünschenswerten Gesamtschau.

Besonders sei auch auf die in unserer Festschrift enthaltenen Beiträge hingewiesen, deren erster vom Bruder, der zweite vom Sohn Roland Steinackers stammt. Harold Steinacker berichtet Lehrreiches aus dem Leben Edmund Steinackers, das darüber hinaus auch aufschlußreich ist, was Edmund Steinacker selbst in seinen 1937 in München erschienenen Lebenserinnerungen erzählt, die ja auch in unserem Jahrbuch (Band) gewürdigt worden sind. Zu unterstreichen ist dabei die Feststellung: „Der Unterschied zwischen deutsch und

magyarisch bedeutete damals keinen Gegensatz und trat vor dem wirklichen Gegensatz der Zeit, dem zwischen Liberalismus und Reaktion, völlig in den Hintergrund“ (S. 111). Hält man sich diese Tatsache vor Augen, versteht man auch viel besser, wieso ein religiös-konservativer Mann wie G. A. Wimmer zusammen mit anderen deutschstämmigen Persönlichkeiten Ungarns im Sturmjahr 1848 auf Seiten der Aufständischen sich befindet. Der eigenen Konfession und Nation treu, verstand es Edmund Steinacker, sich mit Persönlichkeiten verschiedener nationaler und konfessioneller Zugehörigkeit zu verbinden, wo es darum ging, der großen Idee der Wahrung der Rechte von Minderheiten zu dienen. Für das Recht einer Minderheit gegenüber dem Unterjochungswillen der Mehrheit einzustehen, bedeutet Mannesmut und sittliche Kraft. Edmund Steinacker ist es erspart geblieben, erleben zu müssen, wie das von ihm vertretene hohe Ideal eines Minderheitenschutzes im Gefolge fanatisierter Nationalismen zusammengebrochen ist. Toleranz auch in nationalen Fragen herbeizuführen, war das Hochziel der politischen Bestrebungen E. Steinackers. Da ein solches Ziel seine tiefsten Wurzeln in der Ehrfurcht vor dem Schöpfer besitzt, der das Individuum der Person ebenso wie das Kollektiv der Gemeinschaft, des Volkes ins Dasein gerufen hat, darum gibt es nicht nur das Recht der individuellen Person, sondern ebenso auch das der Völkerindividuen, mögen diese gegenüber dem Mehrheitsvolk auch noch so klein sein! Auch aus diesem Grunde bleibt für uns der Vorkämpfer dieser eminent sittlichen Idee des Minderheitenschutzes „eines dauernden Gedächtnisses wert“.

Rupprecht Steinackers Darlegungen kreisen um Jakob Glatz, einen der Großväter Edmund Steinackers von mütterlicher Seite her. Dabei gilt sein Interesse der Frage des mit Glatz zusammenhängenden Entstehens eines ungarländischen deutschen Volksbewußtseins. Dieser Jakob Glatz ist niemand anderer als der wohlbekannte Consistorialrat in Wien, der zu den führenden Männern des Toleranzzeitalters gehört. Der vielseitig interessierte Mann: Theologe (im Rahmen des rationalistischen Aufklärertums), Pädagoge, Polyhistor, außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller, steht an der Spitze derer, die dem österreichischen Protestantismus jener Zeit kirchliche Geburtshelferdienste leisteten. Freilich beim besten Willen doch auch so, daß für lange Jahre starke Entwicklungshemmungen für die gedeihliche Entfaltung des jungen Kirchentums eingetreten sind. Vergegenwärtigt man sich das Leben, die Wirksamkeit und Persönlichkeit dieses auf vielen Wanderwegen von der Zips nach Wien und dann wieder von hier nach Preßburg verpflanzten Mannes, dem die Universität Göttingen 1830 die Würde eines Ehrendoktors der Theologie verliehen hat, so ist eine durchaus wichtige Wurzel bloßgelegt, die zum Verständnis auch des Landes führt, das in seinem Urenkel Roland Steinacker Gestalt gewonnen hat.

B. H. Zimmermann

Gerhard Meyer: Johann Conrad Weiz. Ein Beitrag zum schwäbischen Pietismus im Anfang des 19. Jahrhunderts. Wuppertal 1962.

Weiß man ein wenig darum, wie eng die Beziehungen des österreichischen Protestantismus zum Schwabenland sind, greift man mit erhöhtem Interesse zu unserem Buch. Und siehe da, wir werden nicht enttäuscht. Das Leben des Diasporaarbeiters der Brüdergemeinde Johann Conrad Weiz, das der frühere Bibliotheksdirektor G. Meyer in Hannover vor dem Leserauge abrollen läßt, geht uns mancherlei an. Gewiß, es enthält nicht völlig unbekanntes Material. Aber es ist doch Verschiedenstes, was wir gerne wieder zur Kenntnis nehmen, zumal es, in sinnvolle Zusammenhänge hineinversetzt, eine Hilfe bietet, den schwäbischen Pietismus besser zu verstehen. Dieser hat ja auf „erweckte Kreise“ in Oberösterreich, in deren Mittelpunkt der Pfarrer von Eferding Friedrich Traugott Kotschy gestanden hat, stark eingewirkt, ebenso auch auf Wien und den gebürtigen Wiener Gottlieb August Wimmer. Auf seiner zweiten Reise nach Ungarn zum Besuche der württembergischen Herzogstochter Maria Dorothea, der Gattin des Palatins Erzherzog Joseph, ist J. C. Weiz zusammen mit dem Gründer der Calwer Verlagsanstalt Dr. Christian Gottlob Barth bei Wimmer in Oberschützen gewesen. Wir erfahren dabei mancherlei Einzelheiten über Maria Dorothea, was ein Bild ergänzt, das wir uns von dieser edlen, hochherzigen und im Christusglauben tiefverankerten Frau haben. Aus einem reichen Briefmaterial, in dessen abschriftlichen Besitz der Schreiber gekommen ist, läßt sich allerdings zusätzlich mancherlei beitragen, was uns die Züge dieser schwäbisch-österreichisch-ungarischen Pietistin noch in helleres Licht zu stellen vermag. Einige Kleinigkeiten in der Darstellung G. Meyers bedür-

fen der Korrektur; sie schmälern allerdings nicht unsere Freude an diesem Bändchen. Es ist auch mit einigen Bildern ausgestattet, darunter eines von Johann Conrad Weiz mit eigenhändiger Unterschrift. Graphologen und Psychologen werden aus Bild und Handschrift allerlei herausdeuten können. Mich dünkt, es ist ein guter Gedanke, daß den Lesern J. C. Weiz auch bildlich vorgestellt worden ist. Seine lautere, kluge Persönlichkeit verdient es, eine weitaus umfassendere Darstellung erhalten zu haben als die einstige von Karl Friedrich Ledderhose (Gnadau 1876), mit der wir uns bislang zu begnügen hatten. Erschienen ist unser 168 Seiten umfassendes Buch in der von Professor Erich Beyreuther, dem bekannten Zinzendorf-Forscher, herausgegebenen Reihe „Aus der Welt der Erweckten“ im Verlag R. Brockhaus, dessen Publikationen auch bei uns in Österreich immer mehr Eingang finden.

B. H. Z i m m e r m a n n

Biedermeier-Tanzweisen Eisenstadt.

Als 303. Heft der Zeitschrift für Spielmusik erschien kürzlich im Hermann Moeck-Verlag, Celle, eine kleine Sammlung von „Biedermeier-Tanzweisen aus Eisenstadt“, ausgewählt von Karl M. Klier, von Walter Unger für Blockflöten (Sopran-, Alt- und Tenorflöte) oder andere Melodieinstrumente (Gitarre ad lib.) eingerichtet.

Das Heft enthält drei Menuette und zwei Csardas, die einer undatierten Handschrift, die sich im Besitz einer alten Eisenstädter Bürgerfamilie vorfand, entnommen wurden. Die Stücke stammen aus der ersten Hälfte der Biedermeierzeit und lassen deutlich deutsche, slawische und magyrische Einflüsse erkennen.

Mit diesem Heft, das auf der Titelseite eine alte Darstellung des Eisenstädter Schlosses trägt, erfuhr die Blockflötenliteratur für das Gemeinschaftsmusizieren eine nette Bereicherung.

G r a d w o h l

Herwig Ebner, Burgen und Schlösser im Ennstal und Murboden. (= Steiermarks Burgen und Schlösser, Bd. 1), Birken-Verlag, Wien (1963), 148 S., mit zahlreichen Fotos, Strichzeichnungen und Plänen, 80.

Der als Bearbeiter historischer Karten der Alpenländer bekannte Autor gibt eine sachlich fundierte Zusammenstellung der Burgen und Schlösser der steirischen Bezirke Judenburg, Knittelfeld, Liezen und Murau; seit dem z. T. bereits überholten dreibändigen Werk von Baravalle-Knapp (1936—1941) die erste zusammenfassende Darstellung. Nach gediegenen Überblicken über die Quellen- und Literaturlage (zu ergänzen wäre der topographisch ausführliche Führer „Das Ennstal“, Patria-Verlag, Bad Ischl 1949), den Stand der Forschung sowie über die Wehrbauten der behandelten Bezirke werden die einzelnen Burgen und Schlösser geschichtlich und topographisch eingehend beschrieben. Fotos, Strichzeichnungen und Planskizzen illustrieren den Text recht glücklich, wie auch die Angabe der jeweiligen Spezialliteratur sehr zu begrüßen ist.

Richtigzustellen wäre, daß der „Schladminger Bergbrief“ 1408 (und nicht 1409) entstanden ist und der Kobald- und Nickelbergbau dort bis ins 19. Jahrhundert hinein betrieben wurde. Die Talsperre bei Mandling wurde zuletzt 1663 nochmals instandgesetzt, beim Pichlmayerhof (Pichl/Preunegg) wäre auf die noch erhaltene Tramdecke aus 1448 hinzuweisen.

Alles in allem: ein Burgenführer, der nur wenig zu wünschen übrig läßt.

Heinrich K u n n e r t

Römische Forschungen in Niederösterreich, hgg. im Auftrage des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung von Erich S w o b o d a, Graz, Beiheft 6:

Carnuntum — Jahrbuch 1960. 107 Seiten, 8 Tafeln, 9 Abb. im Text, 1 Plan. Verlag Hermann Böhlau Nachf., Graz-Köln 1962, Brosch. S 60,—, Beiheft 7:

Carnuntum — Jahrbuch 1961/62. 88 Seiten, 15 (3 farbige) Tafeln, zahlreiche Abb. im Text. Graz-Köln 1963.

Der nördliche Teil des heutigen Burgenlandes gehörte seit Hadrian zum munizipalen Territorium von Carnuntum. Schon aus dieser Sicht sind die Ausgrabungs- und Forschungsergebnisse von Carnuntum-Petronell für die Landesforschung von besonderem Interesse. Auf Initiative und mit Unterstützung des Amtes der NÖ. Landesregierung wurden die Ausgrabungen in Carnuntum nach dem Zweiten Weltkrieg schon 1948 wieder aufgenommen und stehen unter der Leitung von Univ. Prof. Dr. E. S w o b o d a, Graz; die Carnuntum-Jahrbücher, 1956 erstmals erschienen, dienen in erster Linie dazu, die Grabungsergebnisse und ältere, noch nicht veröffentlichte Bestände des Museums Carnuntinum den Fachkollegen und durch eine anschaulichere Art auch einem breiteren, interessierten Publikum vorzulegen. In den Beiträgen nehmen Mitarbeiter zu Teilproblemen der Ausgrabung, aber auch zur Geschichte von Carnuntum Stellung.

Das vorliegende Jahrbuch 1960 ist dem Altmeister der provinzialrömischen Forschung in Österreich, Rudolf E g g e r, zu seinem achtzigsten Geburtstag gewidmet und beinhaltet vor allem den Grabungsbericht 1960 von R. M. S w o b o d a - M i l e n o v i ć. Während der Monate Juli/August wurden weitere Teile der sog. „Palastruine“ freigelegt, deren Datierung in das 2. Jh. Keramikfunde neuerlich bestätigen. Der Bericht ist durch Abbildungen und Photos gut belegt (Abb. 3 fehlt!). In einem längeren Abschnitt versucht die Verfasserin den archäologischen Befund der Grabungskampagne 1960 auszuwerten. Nachdem man bei dem bereits 1939 ausgegrabenen Areal der „Palastruine“ allgemein der Ansicht war, daß „es sich nur um einen Bau öffentlichen Charakters handeln könne“, scheinen nun auch die 1960 freigelegten Teile (Südkomplex) diese Meinung zu bestätigen. In ihnen wird unter Heranziehung von Parallelen eine römische Marktanlage (Macellum) gesehen: ein rechteckiger, offener Hof ist von einem Säulengang und dahinterliegenden kleinen Räumen umgeben. Schwieriger ist die Deutung der — auch den Besuchern besonders auffallenden — beiden achteckigen Fundamente (Oktogone), die inmitten des langgestreckten Hofes einen kleinen Rundbau einschließen. Mit Vorbehalt werden in ihnen kleine Heiligtümer gesehen, in denen Altäre oder Statuen standen. Veranschaulicht wird der Rekonstruktionsversuch in Abb. 6.

Nach den endlosen Kämpfen zwischen den römischen Kronprätendenten reorganisierte Kaiser Diocletian (284—305) nochmals das Römische Reich. Doch seine Reformen lösten unter seinen Nachfolgern auch in unserer Gegend ein Durcheinander aus, so daß der Kaiser kurz nach seiner Abdankung in Carnuntum persönlich erscheinen mußte. Zur Frage der „Datierung des Kaisertreffens von Carnuntum“ — Diocletian, Maximian und Galerius — nimmt Jacques M o r e a u in einem kurzen Artikel neuerlich Stellung und schreibt — nach einer ausführlichen Analyse der sich auf diese Zusammenkunft beziehenden Berichte von Zosimos und Laktanz — und da letzterer die zuverlässigere Quelle zu sein scheint — „daß kein einziges Argument gegen die Datierung des Treffens von Carnuntum in den Spätherbst 308 standhält“.

Mit dem Weihaltar, der in einem größeren Raum (R VII) westlich der Markthalle gefunden wurde, beschäftigt sich A. B e t z.

Der überwiegende Teil des Jahrbuches ist der Beschreibung, Datierung und Auswertung der Kleinfunde, die bei den Ausgrabungen zum Vorschein kamen, gewidmet. Daß nun auch von der provinzialrömischen Forschung in Österreich den Klein- und Kleinstunden immer mehr Beachtung geschenkt wird, begrüßt sicher jeder in Museen tätige Fachkollege. Sind es doch gerade Kleinobjekte, die täglich an ihn herangebracht werden. Und vielleicht wird sich auch bald erübrigen, bei Bestimmungsarbeiten auf Literatur weiterer Provenienz zurückgreifen zu müssen. Gudrun R e i n f u ß (Graz) katalogisiert die Funde von 1960 und die Keramik aus den Jahren 1953/54 mit ausführlicher Beschreibung, guten Zeichnungen und Photos. Bei der Auswertung wurden auch ältere Fundberichte herangezogen. Zu diesem Abschnitt wäre zu bemerken, daß die Bezeichnung „Urne“ nur

der Funktion eines Gefäßes als Leichenbrandbehälter vorbehalten bleiben und nicht für eine allgemeine Form verwendet werden solle. Auch wurde ich aufmerksam gemacht, daß ein Teil der hebräischen Buchstaben auf S. 71 falsch gedruckt ist.

Abschließend werden von Ulrich Trinkts (Wien) die Münzfunde aus den Jahren 1953—55 listenmäßig nach dem Alter zusammengestellt.

Ein Aufsatz von Henriette Brandenstein (Graz) über „Wandmalerei aus Carnuntum, II. Teil“ mit 7 Tafeln, darunter 3 mehrfarbige, leitet das Jahrbuch 1961/62 ein. Ergänzend zum ersten Aufsatz (Carn.-Jb. 1958), der Funde aus dem sog. „Spaziergarten“ des Schlosses Petronell (Ausgrabung 1948—1959) behandelt, werden nun auch andere Fundstellen (Lager, Nemeseum, Bäderbezirk usw.) bearbeitet. Bei Wandmalereiresten (Bordüren) aus dem Lagerbereich werden auch Arbeiten in gleicher Technik aus dem Gutshof bei Parndorf (Gemeindegebiet Bruckneudorf) erwähnt (ockergelbe Malerei auf glattem, rotem Grund), die für den Beginn des 3. Jh. datieren und wie sie auch aus dem Nemeseum des Lager-Amphitheaters vorliegen. Zu den Netzdekorationen (3. Jh.), „Tepichstil“, im Bäderbezirk werden ebenfalls Beispiele aus dem Gutshof bei Parndorf herangezogen, weiters bei Funden (Grabung 1957) aus der Gräberstraße (Dreiecksmotive).

Die Verfasserin beschließt ihre Arbeit mit der Feststellung, daß „die Ausmalung der Häuser in Carnuntum durchaus den kunsthandwerklichen Gepflogenheiten in römischen Provinzen entsprochen haben“ und örtliche Traditionen sich höchstens in Bezug auf einzelne Motive herausbildeten.

Von E. Schroll, Wien, liegen „Spektrochemische und mineralogische Untersuchungen römischer Fresken aus Carnuntum“ vor (S. 22—24). Er konnte Rot als Zinnober, Blau = Kupferfritte, Weiß als Kalk (CaCO_3) identifizieren; keine eindeutige Aussage ließ sich über die Grünfarbe gewinnen, es wird auf Seladonit (Grünerde) geschlossen. Alle anderen Farben sind Mischungen, z. B. entstand Gelb aus Weiß (Kalk) mit Braun (Eisenoxyd). Nach A. Schroll wurden die meisten hier verwendeten Farben weither importiert.

Den Ausgrabungsbericht 1961/62 verfaßte wieder R. M. S w o b o d a - M i l e n o v i ć (S. 25—38); die Grabungen im Gebiet der Palastruine wurden fortgesetzt, die Verbindung vom Nord- zum Südteil erweitert, die Marktanlage vollständig freigelegt und dabei die südöstliche Begrenzung dieses Ruinenbezirkes erreicht. Der Bericht ist ausführlich und mit Skizzen, Plänen und Photos gut veranschaulicht. Als Ergebnis wird festgehalten, daß zwischen dem Nord- und Südteil der Palastruine ein weiter Hof liegt, der im Westen und im Süden von einem Umgang (Porticus) begrenzt wird. (Zu „Urne“ als allgemeine Bezeichnung für Gefäß gilt dasselbe wie bei G. Reinfuß.)

Die „Funde Palastruine 1961/62“ beschreibt in bewährter Art G. R e i n f u ß. Während im vorhergehenden Jahrbuch nur die Keramik behandelt wird, umfaßt der neue Katalog: Stein, Bronze, Eisen, Bein, Glas, Münzen, Keramik, Ziegelstempel.

Nach mehrjähriger Unterbrechung wurde im August 1961 auch im Bereich der Gräberstraße, im „Burgfeld“ und auf den „Hundsheimer Krautgärten“, gegraben. Darüber legt uns I. Weiler, Graz, einen ausführlichen Bericht vor. Durch weit auseinanderliegende (4—5 m!) Suchgräben konnten drei besser erhaltene Grabbauten angeschnitten und freigelegt werden (Aedicula I—III). Es waren annähernd quadratische bis rechteckige Bauten mit ca. 2,5—3,5 m Seitenlängen, die nach Funden in die 2. Hälfte des 1. und in die 1. Hälfte des 2. Jh. zu datieren sind. In einem größeren, aber stark zerstörten Grabhaus kamen eine Silvanus-Statuette aus Sandstein und in Suchgräben Inschriftenfragmente zum Vorschein. An anderen Stellen wurden Mauern angeschnitten, deren Zweck nicht geklärt werden konnte, auch sonst blieb vieles fragmentarisch; man wird sich in Zukunft auch bei Gräbergrabungen zu einer flächigen Arbeitsweise entschließen müssen!

Ergänzend bearbeiten G. R e i n f u ß die Funde dieser Gräbergrabung (S. 71—83) und im epigraphischen Anhang A. B e t z den Inschriftstein des medicus L. IVLIVS OPTATVS, der in zweiter Verwendung mit einer Umfassungsmauer (?) verbunden, aufgefunden wurde. Über die Funktion des Stifters vgl. dazu: A. B a r b „Diadumenus“ (Jb. des österr. arch. Inst., Bd. XXVII, 1931, Bbl. 113/114) !

Von A. B e t z erschien auch ein „Nachtrag zum Weihdenkmal des Faustianus“ (Jb. 1960).

Eine kurze Ergänzung (S. 88) zu einem im Jb. 1956 von A. B e t z beschriebenen Grabstein eines in den Alpes maritimae beheimateten Soldaten der XV. Legion Apol., die im 1. und zu Beginn des 2. Jh. mit einer Unterbrechung in Carnuntum stationierte, stammt aus der Feder von H. G. P f l a u m, Paris.

Dr. O h r e n b e r g e r

Volkskunde im Ostalpenraum (Alpes Orientales II)

Unter Mitwirkung von Sepp W a l t e r herausgegeben von Hans K o r e n und Leopold K r e t z e n b a c h e r, Graz 1961. — Im Selbstverlag des Steirischen Volkskundemuseums, 146 Seiten (15 Karten, 35 Lichtbilder). Brosch. S 40,—.

Volkskundeforscher aus Österreich, Italien, Jugoslawien und der Schweiz trafen im Mai 1959 in Graz zu einem Symposium zusammen, das zur Erforschung der Volkskultur des Ostalpenraumes weitere wertvolle Beiträge erbrachte. Nun liegen die von namhaften Wissenschaftlern gehaltenen Vorträge in Buchform vor. Folgende Themen wurden behandelt:

Univ. Prof. Dr. Milovan G a v a z z i (Zagreb) Die Reichweite der ostalpinen Kultur-einflüsse auf die benachbarten Gebiete Südosteuropas (mit 1 Karte u. 6 Lichtbildern).

Univ. Prof. Dr. E v e l G a s p a r i n i (Venezia): Die zweiteiligen Dörfer und die „Moieties“ in den slawischen Volksüberlieferungen (mit 8 Skizzen).

Dr. Ivan G r a f e n a u e r (Ljubljana): Der slowenisch-kroatisch-ladinische Anteil an der Grenzlaufsage und dessen Bedeutung.

Dr. Niko K u r e t (Ljubljana): Die Adonisgärtlein Sloweniens. (Mit 1 Verbreitungskarte.)

Dir. Gaetano P e r u s i n i (Udine): Sopravvivenze e modificazioni di usi e tradizioni popolari nelle valli dell' Isonzo dal' 500 ad oggi.

Dr. habil. Ernst B u r g s t a l l e r (Linz): Schädelbeschriftung und -bemalung in den österreichischen Alpenländern (mit 1 Verbreitungskarte).

— Knochenfußböden in Österreich (mit 2 Verbreitungskarten).

Prof. Dr. O s k a r M o s e r (Klagenfurt): Stand und Bedeutung der Scheunenforschung im Ostalpenraum (mit 1 Sprachenkarte und 16 Lichtbildern).

Prof. Dr. Robert W i l d h a b e r (Basel): Volkskultur in Graubünden.

Univ. Prof. Dr. V i l k o N o v a k (Ljubljana): Die Stellung des Alpwesens in Slowenien zwischen dem germanischen und romanischen Raume.

Dr. Sepp W a l t e r (Graz Weststeirischer Fronleichnamsschmuck (mit 1 Verbreitungskarte und 3 Lichtbildern).

Aus der Fülle der zur Sprache gekommenen Kulturelemente im Ostalpenraum seien nur wenige Brauchtumserscheinungen herausgehoben, an denen das Burgenland, wenn auch sporadisch, noch Anteil hat: an erster Stelle ist das „Blochziehen“ zu nennen, ein **Brauch**, der in den Dörfern des mittleren und südlichen Burgenlandes bis heute lebendig blieb. Träger dieses Faschingbrauchtums sind hauptsächlich die Burschenschaften (vgl. K. M. Klier: Das Blochziehen. In: Bgld. Forschungen, Heft 22, Eisenstadt 1953). Im Gegensatz zum Blochziehen — das in der heutigen Auslegung die Unfruchtbarkeit symbolisieren soll — hatten die verwandten Pflügeumzüge den Zweck, die Fruchtbarkeit der Felder zu sichern und mittels der gezogenen Ackerfurche böse dämonische Einflüsse fernzuhalten. Von solchen Pflügeumzügen wissen noch einige burgenländische Pestsagen zu berichten.

Besonders erwähnt sei das im Burgenland auch noch sehr lebhaft Luzienbrauchtum, dessen mannigfaltige Erscheinungen erstmalig L. Schmidt nach Erhebungen durch Fragebogen festgehalten hat (Berchtengestalten im Burgenland, BHBl., 13. Jg., 1951, S. 129—161; Zu den Berchtengestalten des Burgenlandes, BHBl., 14. Jg., 1952, S. 128—132, S. 170—181). Ihm verdanken wir auch die Kenntnisse über die Verbreitung der weihnachtlichen Tellersaat im Burgenland (Barbara- und Luciaweizen. In: Kultur und Volk. Festschrift für Gustav Gugitz, Wien 1954, S. 387—418) und die Zusammenfassung der neuesten Forschungsergebnisse über dieses Brauchtum. Eine interessante Parallele ist der bereits oben genannte Vortrag dieser Tagung über die Adonisgärtlein Sloweniens von N. K u r e t. Eine genaue Verbreitungskarte ergänzt die fundierten Ausführungen. Die brauch-tümliche Tellersaat erhielt in der Wissenschaft diesen Namen nach dem griechischen Gott Adonis, der jedes Jahr mit dem geschnittenen Korn stirbt und im Frühling zu neuem

Leben erwacht. Im Gegensatz zu L. Schmidt bringt N. Kuret allerdings den Ursprung des burgenländischen Brauches mit den kroatischen Siedlern in Zusammenhang.

Slawischen Ursprungs ist das Phänomen, daß Familien die durch Eheschließungen geschaffenen Verbindungen aufrechterhalten, indem sie in jeder Generation die Verbundenheit durch eine neue Eheschließung erneuern (Schwagerschaftszwang). Diese Erscheinung wurzelt wahrscheinlich noch in einer alten „Klassen“-Exogamie, wonach das Eheschließungshindernis nicht vom Verwandtschaftsgrade, sondern von der Gruppenzugehörigkeit bestimmt ist. Innerhalb dieser Gruppen (Klans), die ganze Dorfhälften umfassen können, darf nicht geheiratet werden, der Partner muß auswärts gesucht werden. Es wäre bestimmt nicht uninteressant, die Hochzeitsbräuche unserer kroatischen Siedler einmal unter diesem Blickwinkel zu untersuchen.

Das Fronleichnamfest wurde 1274 durch eine Bulle Urban IV. allgemein vorgeschrieben. Schon früh hatte man begonnen, den Weg, den die feierliche Prozession nahm, mit Laub und Gras zu bestreuen und durch ein Spalier von Birkenbäumchen zu kennzeichnen. Über Ordensangehörige wurde der italienische Brauch in Österreich bekannt, die Prozessionswege mit Bildern und kunstvollen Ornamenten aus Blumen zu belegen. Die Grundelemente des Fronleichnamsschmuckes — Birkenbäumchen, Feldblumen — waren schon vor Einführung des Fronleichnamsfestes Attribute der Quellenverehrung. Die feierliche Reinigung der Brunnen und Quellen — früher eine weit verbreitete Brauchtumserscheinung — fiel in die gleiche Jahreszeit wie das Fronleichnamfest (ein Beleg für das Burgenland: N. Riedl: Das Brunnenschmücken im Burgenland. BHbl., 18. Jg., 1956, Heft 1, S. 27—30).

Die Verschiedenartigkeit der während dieser Tagung gehaltenen Themen beleuchtet am besten den Umfang des überlieferten Kulturgutes, sowie auch die Notwendigkeit, über staatliche und sprachliche Grenzen hinweg auf die vergleichende Volkskunde größten Wert zu legen. Darauf baut auch der interessante Vortrag von M. G a v a z z i (Zagreb) über Reichweite verschiedener ostalpiner Kulturelemente gegen Südosteuropa auf. Er erwähnt, um nur wenige Beispiele herauszugreifen, neben verschiedenen Brauchtumserscheinungen die Verbreitung eines bestimmten Haustypus aus dem Ostalpenraum, Getreide- und Heuharfen, Handschlitten aus Holz- und Heutransport, die Männerweberei, die in Spiralwulsttechnik aus Stroh geflochtenen Bienenkörbe, Votivfiguren aus Wachs und die Hinterglasmalereien, die gegen Osten über die Handelswege ein dankbares Absatzgebiet bis ins 20. Jahrhundert gefunden haben. Interessant ist, daß die Herstellung der Schindeln und die Schindeldachdeckung, wie sie im Ostalpenraum geübt wird, die größte Verbreitung gegen Südosten gefunden haben. Selbst das deutsche Wort „Schindel“ ist noch in den Benennungen „šindra, šimla“ zu erkennen.

O. M o s e r sieht in der Erforschung der Stallbauten und Scheunen ein dankbares Arbeitsfeld, da auf dem Gebiete des Scheunenwesens erst jene Grundlagen erarbeitet werden müssen, die bei der Hausforschung schon zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Seine Forderung, von eilfertigen Typisierungen abzusehen, die eher wichtige Wege zur Erkenntnis tieferer Zusammenhänge verschließen können, dafür aber ohne Säumen eine gründliche Bestandsaufnahme, regionale Verbreitungsuntersuchungen und gründliche historische Tiefenforschung zu betreiben, hat allerdings in unserer schnelllebigen, fortschrittsfreudigen Zeit für das Gebiet der volkskundlichen Forschung Allgemeingültigkeit.

Dr. O h r e n b e r g e r

Balduin Saria Was hat uns Primus Truber heute zu sagen? München 1963.

Obleich diese kleine Gelegenheitsschrift nur 42 Seiten umfaßt, außerdem auch über einen sehr wohlbekannten Mann handelt, haben wir dennoch Anlaß auf sie hinzuweisen. Denn immer noch oder vielleicht immer wieder gibt es genügend Menschen, die wenig bzw. zu wenig darüber wissen, daß der Protestantismus auch bei den Südslawen Eingang gefunden hat. Den wichtigsten Mann des südslawischen Protestantismus in seiner Bedeutung kurz und eindrucksvoll vorzustellen, ist deshalb keine überflüssige, sondern auch heute durchaus zeitgemäße Sache. Dies zumal deshalb, weil die Geschichtsforschung im heutigen Südslawien sich der Reformation bei den Slovenen und Kroaten mit einem Eifer annimmt, der erstaunlich ist. Freilich sind die Gesichtspunkte, unter welchem die Betrachtung der Reformation bei den Südslawen heute geschieht in erster Linie solche der Sozialgeschichte.

Daß bei dieser Betrachtungsweise in die Vergangenheit allerlei rückprojiziert wird, was aus der Gegenwartsschau aus begreiflich, aber sachlich unzutreffend ist, das gilt es zu erkennen. Saria legt mit Recht auf diese Schwäche seinen Finger und deshalb hat seine kleine Schrift auch aktuelle Bedeutung. Außerdem stellt er Primus Truber lebendig vor uns hin, dessen Bedeutung nicht nur in seiner Schriftstellerei und Übersetzungstätigkeit zu suchen ist. Vielmehr auch darin, daß er seinem Volke eine Kirchenordnung zu schaffen unternommen hatte, wenngleich diese durch die zu rasch einsetzende Unterdrückung des Protestantismus bei den Slovenen nicht zur Auswirkung gekommen ist. Saria sieht Trubers Persönlichkeit in einem Licht, das durchaus hell zu strahlen scheint. Er meint gewiß mit Recht: „In einer Zeit der leidenschaftlichen, nicht immer mit feinen Worten geführten theologischen Disputen, in einer Zeit der berüchtigten Theologengezänke, der rabies theologorum, bildet Truber eine leuchtende Ausnahme, einer, dem es um das Große ging, nicht um subtile Einzelheiten, für die das einfache slowenische Volk ja doch kein Verständnis gehabt hätte. Aus dem Streit der Zwinglianer und Lutheraner hat sich Truber immer herausgehalten, so schwer es ihm oft auch gefallen sein mag. Von Seiten der Radikalen hat ihm diese Haltung manchen Tadel und vielfache Anfeindungen und schwere Sorgen gebracht.“ (S. 27) Saria sieht diese Geisteshaltung Trubers im Erlebnis des Diasporamenschen gegründet. Er meint: „Im harten Kampf um ein Stückchen Daseinsrecht, in einem Lande, in dem das Katholische doch noch so stark war, vor allem der Landesfürst selbst, in einer solchen Lage mußte dogmatisches Schulgezänk, wie überhaupt jede theoretische Vertiefung beiseite bleiben. Oberstes Gebot mußte hier die Einigkeit sein. Truber, der die Wurzeln seines im krainischen Bauerntum ruhenden Wesens auch in der Fremde niemals hatte verkümmern lassen, blieb sich dessen auch in seinem späteren Wirken fern der Heimat bewußt.“ Aus dieser Sicht heraus, meint Saria, könne und müsse man zur Geisteshaltung Trubers gerade heute ein volles Ja sagen.

B. H. Z i m m e r m a n n

Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes, Bd. 13.

Der kürzlich im Verlag des Bundesministeriums für Unterricht erschienene 13. Band des Jahrbuches des Österreichischen Volksliedwerkes, geleitet von Karl M. Klier, Leopold Nowak und Leopold Schmidt, enthält wieder eine Reihe sehr wertvoller und interessanter Abhandlungen. Mit dem Aufsatz „Dr. Joseph Pommer, sein Leben und Werk“ von Mechthild Schneider werden die großen Verdienste dieses Mannes um die Volksliedforschung und Volksliedpflege eingehend gewürdigt. Über „Eine Mondseer Liederhandschrift von 1827“ berichtet Leopold Schmidt, über „P. Wilhelm Paillers Liednachlaß“ Hans Comenda. Ein Aufsatz von Anton Anderluh bringt „Melodien zum Kärntner Jedermannspiel“. Eine Montafoner Liedhandschrift aus der Biedermeierzeit behandelt Klaus Beil in dem Aufsatz „Für den Joh. Jos. Nayer ein Gesangbuch, 1839“. Weitere Abhandlungen sind: „Der Jodler in Tirol“ von Karl Horak, „Ein jägerischer Tabakbeutel mit Vierzeilern“ von Hermann Steininger, „Der Volksliedbestand in einem deutsch-ungarischen Dorf“ von Ingeborg Weber, „Zwei Andreas-Lieder aus Pöllandl in Gottschee“ von Maria Kundegraber und „Replik“ von Josefine Gartner.

Wie alle früheren Jahrbücher enthält auch dieser Band wieder eine Liste der Hauptauschußmitglieder, der Arbeitsaussüsse in den Bundesländern sowie deren Berichte.

Einen interessanten Bericht gibt Franz Schunko über seine Studienreise nach Freiburg im Breisgau, wo sich das Deutsche Volksliedarchiv befindet. Erwähnenswert ist auch noch der Aufsatz von Maria Kundegraber über „Das Schicksal der Gottseer Volksliedsammlung“. In einer „Totentafel“ wird drei bedeutender Volksliedforscher gedacht: Raimund Zoder, Josef Hanika und Harry Schewe. Sehr wertvoll ist das Verzeichnis der österr. Neuerscheinungen aus den Gebieten Volkslied, Volkstanz, Volksmusik und Volksdichtung 1963, zusammengestellt von Maria Kundegraber sowie die Besprechungen einschlägiger Bücher, Musikalien und Schallplatten.

Das neue Jahrbuch wird wegen seiner Reichhaltigkeit und seiner interessanten Abhandlungen sicher bei allen Freunden der Volksliedbewegung eine gute Aufnahme finden.

Bestellungen dieses Jahrbuches sind zu richten an die Verwaltung des Jahrbuches des Österr. Volksliedwerkes, Wien, VIII., Laudongasse 15—19.

K. G.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Burgenländische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 1964

Band/Volume: [26](#)

Autor(en)/Author(s): Zimmermann Bernhard Hans, Gradwohl Karl, Kunnert Heinrich, Ohrenberger Alois Josef

Artikel/Article: [Buchbesprechungen und -anzeigen 185-192](#)